

Der Autobiograph

Autor(en): **Blei, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760189>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Autobiograph

von Franz Blei

Ein Schriftsteller tut nichts anderes, als daß er das Wesentliche seines Lebens und Erlebens, oder das, was er dafür hält, schreibend mitteilt. Rückt er sich mit einem besonderen autobiographischen Versuch gewissermaßen noch näher auf den Leib, so problematisiert er sich auf eine höchst ungewöhnliche Weise. Er soll, immer des schreibenden Mittels sich bedienend, durch den Schriftsteller durch, über ihn weg, unter ihm vorbeigekommen zu einer Art höheren Privatperson, die den Schriftsteller nur als einen Teil einbegreift. Wo befindet er sich also?

Das Leben ist zu kurz, als daß man das Haar viermal zu spalten Zeit hätte. Und das Leben ist wieder zu lang, als daß man den Überfluß an Zeit besser verwenden könnte als damit, das Haar viermal zu spalten. Damit ist vielleicht die Paradoxie der Schriftstellereexistenz umschrieben.

Ich muß den Leser, an den die Einladung dieser Lektüre ergangen ist, an einigen Überlegungen teilhaben lassen, die ich anstellte, bevor ich eine Autobiographie zu schreiben mich entschloß. Ist es immer gut, sich vor einem solchen Unternehmen einige Gedanken zu machen, so ist es in diesem Falle ganz unerlässlich.

Ich mußte mich, als meinen Biographen, doch vor allem fragen, ob er auch sicher ist, den nackten Autos im Netz seiner schön hintereinander aufgereihten Sätze zu fangen. Nicht als ob er diesen Autos für ein Wunder an hechtischer Geschicklichkeit im Entschlüpfen hielte, oder als ob dieses nackte Ich an der ihm fremden Filetkunst des Wortemachens zweifelte oder daran, daß es dem Biographen nicht gelänge, das Falsche, womit ein Simultanes durch das im Erzählen nur mögliche Nacheinander um sich selber kommt, zu kaschieren. Die Frage ist, ob man sich autobiographisch nicht in der auf den Kopf gestellten Situation befindet, daß der Fisch den Angler fängt, der nur so tut, als angle er den Fisch und suche ihn dabei auf dem Grunde, wo er sich zu verbergen sucht als in einer Ruhe, die er nun endlich haben will, um ungestört zu sterben, mit allem Desinterressement, wie es mählich versagendes Funktionieren mit sich bringt. Überschauchen eines Lebens von einer

vermeinten Höhe der Erfahrung aus – Welch ein schlimmes Wort! Ist das noch Leben, das sich mitteilt? Wenn das Herz versagt... Welch klare schonungslose Bildung, dieses Wort «versagen»!

Ein Freund, pascalischer Christ und Mathematiker, hebt den Blick, und der sagt, daß dieses irdische bornierte Leben nicht anders zu betrachten sei denn als ein infinitesimaler Bruchteil eines ewigen Lebens. Und deshalb gäbe es kein Autos, das erkenntlich wäre in dem Ephemeren so kurzer Belichtung, wie es das menschliche Leben auf dieser Erde sei. Aber, lieber Freund, meiner und Pascals, dieses gegebene Leben ist unser Ganzes! Um zu leben und gelebt zu haben, suche ich eine Zeit, und in deren Momente suche ich meine ganze Kraft und alle meine Hoffnung zu legen; und je kürzer diese Momente werden, um so mehr erhöhe ich ihren Wert. Was ist dagegen irgendein Moment einer Ewigkeit und wäre sie mit unendlichem passivem Glück erfüllt! Möchte eine Mutter das Leben ihres einzigen Kindes verwetten gegen mehrere, gegen eine Unendlichkeit von Kindern? Nein, das Zittern des Eingeweides vor dem Tode soll da keine Entscheidungen treffen. Der größte Lehrer wollte nur zeigen, daß wir, indem wir das Opfer unseres Lebens bringen, nichts verlieren und daß wir den Lohn dafür nicht irgendwann einmal, sondern in diesem Leben selber finden. Man kann sich für oder gegen die Wahl entscheiden, die Jesus getroffen hat, aber doch nur aus freien Stücken und ohne Hoffnung und ohne Angst. Das Zittern des Eingeweides soll unsern Geist nicht verwirren und nicht drängen.

«Die Erfahrung», sagt ein katholischer Romancier, «ist für die meisten Menschen nach einem langen Leben nur das Ende einer langen Reise um ihr eigenes Nichts.» Ich habe keinerlei Erfahrung, und auch das hinter mir her kläffende Hündchen der Gewohnheit, dieser Megäre, soll mich nicht dazu ermüden, um eines durchaus fraglichen sehr allgemeinen Begriffes das immer Besondere um seine Eigenschaft zu bringen, ein Skelett dem Fleisch vorzuziehen. Man hat es im Leben immer mit der unbekanntem Größe des Partners zu tun, wäre der auch nur ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Man ist daher nie sicher vor den Überraschungen, welche das Allgemeine über den Haufen werfen zugunsten des Besonderen. Eben dieser Überraschungen und dieses Besonderen wegen unternimmt man ja das Ganze, nachdem die embryonale Grundfrage «Wozu lebt man?» damit beantwortet wurde, daß man zur Welt kam und lebt. Wer würde noch einen elften Schritt machen, wenn sich nach den ersten zehn

Schritten die auf das Identische gegründete Rationalität der Welt herstellte? Nichts ist schon dagewesen, so lange man lebt.

*

Hier sollten Passagen stehen, die sich mit der Zeit als einer Variablen beschäftigen und daß wir eine mathematische Kenntnis der sukzessiven Änderungen dieser Variablen besitzen müßten, um ihre Gesetze zu kennen, mit andern Worten: die Form dieser Funktion. Es müßte hier einiges stehen über die Antinomie der mathematischen Zeit und der psychologischen Dauer, und daß Qualitatives nicht in mathematische Cadres zu bringen ist. Aber ich möchte den Eintritt in die Lektüre nicht schwierig machen. Ich bin weit vom Zynismus des Debütanten, der nur für sich selber zu schreiben erklärt, gewiß ein nobles Ideal. Auch das ist nicht meine Sache, zwischen der oft bemerkten Geringachtung des Lesers durch den Schreiber und der Einsicht in die doch unumgängliche Notwendigkeit des Lesers ein brauchbares Abkommen zu treffen. Nichts liegt meiner konzilianter Natur ferner, als Schwierigkeiten zu machen und Dunkelheiten zu schaffen. Ich habe bemerkt, daß viele Autoren nur deshalb dunkel und unverständlich sind, weil sie sich nicht Zeit genug zur Klarheit nehmen. Oder weil sie fürchten, daß bei klarem und nicht getrübttem Wasser die Seichte dieses Wassers offensichtlich würde. Im Dunkeln ist gut dichten. Wie viele Lyriker das wissen! Ich verrate damit ein Berufsgeheimnis, – aber ist nicht solches, auch solches, der eigentliche Sinn eines Buches, das ein Schriftsteller über sich selber schreibt? Wenn er schon bekennen soll, was sonst sollte er denn bekennen als Berufsgeheimnisse? Sollte er fortfahren, den Spezialisten, den Fachmann mit der Würde eines Geheimnisses zu umgeben, wo er doch nichts tat und tut, als daß er aus dem Universum des Vorhandenen gewisse Elemente fassoniert, deren Existenz einem Publikum, wenn nicht vertraut, so doch von ihm geahnt oder gefühlt wird, und die sich deutlicher zu machen ihm nur die Zeit und die Technik fehlen? Weshalb das Spezialisten besorgen. Musiker haben unter sich die Gewohnheit, auf die ordinärste Weise von ihrer Kunst zu reden, von der F-Flöte, von Synkopen, von beziffertem Baß und so weiter. Laien ärgert das sehr. Sie zu trösten, schreiben dann Nicht-Musiker jene gedankenreichen, tiefsinnig deutenden Bücher strotzend von Weltanschauung. Maler reden vom Chromgelb. Hätte Rembrandt so viel über sich gedacht wie Simmel über Rembrandt in seinem Buche, der Maler hätte sicher kein Bild gemalt. Eher schon ein Buch über Simmel geschrieben.

*

Apologetisch zur Sache gesprochen. Es sind ein paar Freunde, die den Verfasser kennen und trotzdem nicht aufhören, ihn zu lieben. Um sie legt sich ein schmaler und wenig konsistenter Ring, dem mehr Mißverständnis und Legende als sonst etwas einiges Gefüge gibt: die Leser, – wie solches eben jede, auch die geringst auffallende Öffentlichkeit einer Person herbeiführt, die sich schreibend mitteilt. Und gleich nach diesen paar Lesern beginnen die Millionen der Sprachgenossen, denen des Verfassers Name, wenn sie ihn vernehmen, nichts bedeutet als ein Zufall von vier zusammengefügt Buchstaben. Und dieses Leben, das also nahezu ein Privatleben ist, ein Nichts von Schatten wirft, das als Leistung anzusprechen wäre, diese Autorschaft für eine gegen die Millionen verschwindend kleine Zahl Leute, die kaum weniger anonym leben als er, den sie da lesen, ein solcher nimmt sich heraus, sein Leben zu erzählen und in Druck zu geben? Welche Anmaßung eines Podestes! Welcher Irrtum einer Jupiterlampe! Auch einem nicht allzusehr mit dem europäischen Vorurteil Belasteten, daß der Mensch sein Leben durch eine erfolgreiche Leistung zu rechtfertigen habe, könnte es als Vordringlichkeit erscheinen, als Wichtigtuerei, als schwatzhafte Eitelkeit, die sich selber ihr Echo macht, das der allzu schwachen Stimme immer versagt geblieben ist. Wie soll ich es rechtfertigen? Indem ich den Leser zu überreden versuche? Die Überredung ist ja des Schriftstellers spezifische Kunst.

Ich könnte mir ein weises Gesetz denken, das die Bürger eines Staates verpflichtete, sich an ihrem fünfzigsten Geburtstage hinzusetzen und mit der Feder in der Hand die Summe ihres Lebens zu ziehen, kurz und gut, wie sie es eben treffen, sich zu erinnern, zu besinnen, mit einem gewissen Eigensinn zur « Wahrheit » Bericht zu erstatten über die gehabt Erwartungen, eingetretenen Enttäuschungen, die Erlebnisse und deren Ablauf, ihre Geld-, ihre Liebesaffären, Liebhabereien und Vorurteile, Erfolge und Mißerfolge. Man erfährt doch recht wenig aus der Statistik, die mitteilt, daß in diesem Jahre so viele Menschen geboren wurden und so viele gestorben sind. Wenn das auch der heutigen Verliebtheit in die Zahl entspricht. Wenn das auch der physiognomischen Ähnlichkeit, fast Gleichheit der heutigen Millionen entspricht, deren latenter Wunsch ist, irgendeine Uniform zu tragen. Meine akademische Karriere wurde mir zu ihrem Beginn odios, als man mir eröffnete, daß ich neben meiner Theorie der reinen Wirtschaft auch ein Pflichtkolleg über Statistik zu lesen haben würde. Ich liebe die Zahl wie die Pythagoreer, fast wie Frege in Jena, beinahe wie Hermann

Broch in Wien, aber nur innerhalb der Welt der Zahlen. Ein bißchen mehr als eine Ziffer, wenn auch bald nicht mehr viel, ist aber sogar der geringste heutige Mensch. Dieses fast vergessene, kaum beachtete Bißchen erföhre man aus diesen gesetzlich verlangten Autobiographien, aus diesen Habilitationsschriften der Humanitas, wenn die meisten von ihnen auch nichts sonst als den melancholischen Satz enthielten, daß man ein Schweinehund oder ein Narr gewesen. Aber vielleicht würde der Umstand, daß man sich mit Fünfzig auf die Bank des öffentlichen Bekennens zu setzen habe, nicht ohne Rück- und Vorauswirkung auf dieses Leben selber sein, das sich berichten muß. Vielleicht würde dieser Umstand die Kunst der Lüge wieder hochbringen. In den Lügen über sich haben ja bis heute die Menschen immer mehr Wahrheit ausgesagt als in den « Wahrheiten ». Wenn die subtile Kunst der Lüge verfällt, verfällt der Mensch.

Ich will diesem Satz eine andere Fassung geben, in der er den Leser, der, weil er in Beziehungen lebt, auf die sittlichen Stabilimenta Wert legen muß, nicht chokiert. Ich will ja nicht im Trüben des Lesers fischen. Ich will mir große Mühe geben, ihn nicht in den verwirrten Zustand zu bringen, in dem er nicht mehr genau zwischen den eigenen Affekten und jenen unterscheiden kann, die ihm die Kunst eines Autors vermitteln. Ich will nichts auf seine unbewußte Mitwirkung abstellen, wie es die gefühlreichen Romanciers und Theatraliker tun, die ein Tönchen anschlagen, von dem sie wissen, daß es der Hörer sich schon aus Eigenem zu mächtiger Fülle würde anschwellen lassen. Ich denke an ganz korrekte, saubere Leser, die es in diesen Sachen genau nehmen und keinerlei Konfusion wünschen, sondern nichts weiter, als daß der Verfasser sie mit den ihm eigenen Mitteln unterrichte. Ich bin ja auch meinerseits ein Leser und bin es immer in diesem Sinne der Korrektheit gewesen, welche eine Lektüre ablehnt, deren Verfasser in meinem Trüben zu fischen versuchen. Man wird so begreifen, daß ich kein enragierter Leser der meisten modernen Literatur war, und daß ich jene, welche man als « stimmungsvoll » auszeichnet, für einen glatten Schwindel erkläre.

*

Vielleicht hat man die Diagnosen gelesen, welche die moderne Psychiatrie über den Betten der Memoiristen und Tagebuchschreiber auf die schwarzen Tafeln geschrieben hat. Danach sind sie Glieder einer psychopathen Familie, der Paranoiker, welche sich durch eine Vierzahl von Eigenschaften unangenehm bemerkbar machen: hoch-

mütiger Stolz, tiefes Mißtrauen, sicheres Fehlurteil und völliger Mangel jeder Anpassungsfähigkeit. Eine Hypertrophie des Ich bringe, so heißt es, diese Paranoiker zu einer fatalen Mischung von Narzissmus und mentalem Exhibitionismus, und so weiter und so weiter. Der Leser braucht nicht zu erschrecken. Die Medizin dürfte, um sich wissenschaftlich zu erreichen, einen so weiten Einbezug der Phänomene und deren systematische Zwangsbehandlung nötig haben. Es ist ja auch nicht so schlimm gemeint. Pedanten und professionelle Wahrheitssager besorgen die Hölle, an der sie, weil hingehend, interessiert sind, gute und nette Leute arbeiten den Himmel aus. Der jung verstorbene Psychiater Mignard, der sich mit der Demenz beschäftigte, erklärte diese nicht für Dissoziationen, sondern für Desaggregationen des mentalen Lebens und sagte: je mehr er sich in das Verstehen dieser kranken, heiter-stillen Seelen versenke, um so näher fühle er sich Gott. Ich will da weiter nicht einen gefährlichen Schluß auf Gott ziehen lassen. Denn die serenitas scheint mir seine schönste Eigenschaft. Und der stille Narr also seinem Herzen näher als der geschäftige Beschwörer, der die Welt zum Orchester umschafft, um zu Gottes Ohr zu dringen.

Die innere Neigung, diese Denk- und Gedenkschrift zu verfassen, ist nicht sehr stark gewesen und sicher sehr weit entfernt von jener Linie, wo nach der Meinung der Psychiater der paranoische Egozentrismus beginnt. « Der Krieg macht Ernst mit der Eitelkeit, Unsicherheit und Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und läßt dem, was von der Natur das Zufällige ist, dem Besitz und Leben, das Zufällige erfahren. » Mit diesem Satze Hegels begann ich etwa vier Wochen nach dem Ausbruch des Krieges, den, wie ich dazu schrieb, alle Weltteile und Rassen auf Kosten Europas führen, Aufzeichnungen, die so etwas wie eine Beschreibung einer Periode am Leben einer in ihr enthaltenen aufmerksamen Einzelperson sein sollten. Ich zitiere aus diesen vor bald fünfzehn Jahren geschriebenen Seiten, was mir hinreichend erscheint, auch diesen ausgeführten Versuch etwas zu rechtfertigen. « Durch eine eiserne Mauer vom übrigen Europa getrennt und ganz auf uns selber geworfen, sind wir uns bei stärkstem subjektivem Handeln nächstes Objekt geworden, und jeder einzelne ahnt sich stärker als je im Frieden in eine Gemeinschaft weit höherer Art eingeordnet als der des bloßen Staates, den man in tiefster Umwandlung weiß. Mehr als je im Frieden wird Gesellschaft als ein Artifizielles und etwas Unmenschliches deutlich. Vielleicht wird brutale Not, als Effekt von Dauer und Intensität dieses Krieges, den Soldaten führen

und den die Zivilisten verlieren müssen, an das Menschliche der Gemeinschaft erinnern. Vielleicht. Aber man kann immer solche brutale Not und ihren Effekt antizipieren und den Zwang spüren, sich zu besinnen auf das, was man ist und was man sein kann. Was sich so in einem ganzen Volke vollzieht oder als erhofft vollziehen soll, das vollzieht sich auch im einzelnen Menschen. Man revidiert seine Posten, sieht nach, ob die immer nur beiläufig geschätzte Summe auch stimmt. Es könnte jetzt jedes Verrechnen Untergang bedeuten, denn die Wahrheit der Not ist ohne Erbarmen. Jetzt sein Leben aufschreiben, heißt darum, es ohne ausgezeichnete persönliche Bedeutung sehen, ohne die unwillkürlich falschen Akzente. Der Augenblick kann nicht günstiger sein. Am Tage der Reichsgründung geboren, bin ich so alt, so jung wie dieses Reich, das dieser Krieg zertrümmern kann, ohne daß in der Historie diese Episode ‚Deutsches Reich‘ mehr bedeutete als den Bruchteil eines Wimperzuckens. Doktor Riezler, den ich gestern abend mit Max Scheler besuchte, ist ein Mathematiker. Aber auch der Sekretär Bethman Hollwegs. Aus allen beiden Eigenschaften schloß er, um von anderem dann zu sprechen, eine aus dem Tage sich ergebende Unterhaltung mit dem Satz: ‚Was weiter, wenn das Reich zu existieren aufhörte? Die Frage bekommt nur davon so etwas wie einen zynischen Reflex, weil sie in dem Raum dieser Reichskanzlei gestellt ist, wo die Akten dieser Gründung in den Regalen an den Wänden stehen.‘ »

Zwischen dem Kriege der Reichsgründung und diesem der Reichsbedrohung verlief mein Leben, und die Tatsache des Reiches spielte mannigfach in meine Existenz wie in die eines jeden, der in dieser Zeit seine Tätigkeit fand, – keiner aber weiß, wie und ob ihn die kommende Zeit noch brauchen wird oder er sie. Denn es erscheint einem diese Zeit von 1870 bis 1914 nicht als irgendwelche vierzig Jahre, sondern als eine Periode, begonnen und geschlossen und überschaubar. Darstellbar. Stunden und Tage erzwungener Muße sind vielleicht nicht besser zu verwenden, als indem ich mich in dieser tumultreichen und besinnungsarmen Zeit besinne auf mich und meine Zeit. Das Schicksal hat die Warte so hoch gestellt, wie es keine individuelle Anstrengung unter Wahrung ihrer Ehrlichkeit vermöchte. Schreibender und Beschriebenes bekommen vom Schicksal ihr natürliches Maß in dieser Stunde, wo man fast weiß und nicht nur fühlt, daß der Einzelne dem Ganzen nicht nur verpflichtet, sondern völlig verbunden ist, was nur Staat und Gesellschaft, die beide der Einzelne nicht kümmert, kritisch machen kann. Erst in der Gemeinschaft gibt es den Einen und den

Andern, das Du, das der gesellschaftliche und staatliche Mensch dem andern sich nicht zu sagen traut und nur zum Hunde sagt, mit dem er Gemeinschaft hat. Der Frieden macht reich, aber es ist nicht ausgemacht, daß man den Reichtum auch besitzt. Der Krieg macht arm, aber er lehrt vielleicht, das, was man hat, wirklich zu besitzen. Jede Vernunft ist gegen den Lehrer Krieg, wie gegen die Liebe und gegen das Leben. Aber so viele Instinkte sind dafür. Vielleicht alle guten Instinkte.

Aber ich will wieder vom Ernst meiner Aufgabe sprechen, so verlockend es wäre, hier an dieser passenden Stelle mehr als ein Wort vom Sterben zu sagen, das im Leben des gemeinen Mannes eine weit geringere Rolle spielt, als der empfindliche Pazifist annimmt. Das Geld ist diesem Menschen weit wichtiger, so lang sein Gehirn in guter Ordnung ist. Denn es ist der letzte, nicht unterzukriegende Feind. Hat man schon nicht sehr komfortabel gelebt, so will man, das ist alles, was man mit dem Sterben verbindet, wenigstens komfortabel sterben. Man weiß, wie kostspielig das ist. Im Kriege kostete es nichts. Aber im friedlichen zivilen Leben ist ein komfortables Sterben teuer. Man tut gut, sich sehr rasch davonzumachen. Dauerte es zwei Monate, ich wüßte nicht die Kosten zu bestreiten, die mir solches sich hinziehendes Sterben bereitete. Ich müßte das Geld dafür leihen. Aber kein Mensch würde sich in diese geschäftlich ganz paradoxe Situation bringen, einem fürs Sterben Geld zu leihen. Und der Sterbende müßte sich selber zu einem Lächeln anstrengen bei den Worten: « Leihen Sie mir... » Der Krieg nun garantiert ein komfortables, sie nichts kostendes Sterben allen jenen, die nicht komfortabel gelebt haben, aber so sterben wollen. Man muß in diesen friedliebenden, den Krieg bekämpfenden Zeiten alle Gründe aufführen, die für den Krieg sprechen.

*

Ich muß hier etwas über die Nazarener bemerken. Ich habe mich in der Verlegenheit einer im Augenblick nicht beherrschten Situation, ohne es zu wissen, also ohne es zu wollen, für ein Mitglied dieser Sekte ausgegeben, in der Kanzlei des Oberleutnants, wo mich zu melden die Tagcharge mir zugebrüllt hatte. Ich war vor zwei Wochen als nie gedient habender Einjähriger in dieses Barackenlager der Hüttendorferstraße eingerückt und von sieben Uhr früh bis sechs Uhr abends mit Herumstehen beschäftigt, das zuweilen durch Antreten oder derlei unterbrochen wurde. Es war nicht Zwang oder Vorschrift, aber selbstverständliche Erwartung, daß jeder Einjährige sich zum Kursus der Offiziersprüfung meldete. Ich hatte das nicht getan. Ich erwartete meine

Entlassung wegen Unbrauchbarkeit jeden Tag. Oder meine Verwendung zu anderem als kriegerischem Dienst. Der Offizier schrieb und sah nicht auf, während er mich fragte, warum ich den Offizierskurs nicht belegt hätte. Ich zog, gar nicht an militärisches Zeremoniel gewöhnt und noch ganz Zivilist trotz meiner ärarischen Uniform und des Bajonetts höflich die Mütze, machte eine kleine Verbeugung und sagte: « Ich glaube, Herr Oberleutnant, ich bin mit meinen zweiundvierzig Jahren für solche Dummheiten zu alt. » Da sah er auf und brüllte mich stark an. Auch damit war ich in der kurzen Zeit noch nicht vertraut, daß beim Militär immer gebrüllt wird und werden muß und daß das nicht so gemeint ist. Der Sinn aller dieser Befehle und Vorschriften leuchtet ja einem so dastehenden Rekruten nicht ohne weiteres ein. Darum muß gebrüllt werden, um ihn einzuschüchtern. Es reißt ihm gewissermaßen den Kopf ab. Um den, wie ich glaubte, außerordentlich aufgeregten und auf mich bösen Mann zu beruhigen, den, wie ich heute meine, am meisten verdroß, daß ich die Mütze in der Hand hielt und nicht auf dem Kopf hatte, sagte ich: « Außerdem wäre es mir als orthodoxem Katholik unmöglich, Befehl zu geben, auf Menschen zu schießen. » Der Oberleutnant fuhr in die Höh. Was er nur an Hohn auftreiben konnte, legte er in die ein paarmal wiederholten Worte: « Ah, das ist ja sehr interessant, sehr interessant », ging um mich herum, wobei er mir nicht ins Gesicht, sondern nur auf die Stiefel sah, blieb vor mir stehen und fiel wieder ins Brüllen: « Das werden Sie sich merken, mein Lieber! » Andern Tages mußte ich zum Major, der mir erklärte, daß ich mir da was Schönes eingebrockt habe, nachdem ich ihm den Satz von meiner Orthodoxie hergesagt hatte. Und ein paar Tage darauf stand ich vor dem Oberst, dem Regimentskommandanten. Der sprach sehr leise und sehr boshaft, wie ich den Linien anmerkte, die er seinem Munde zu geben suchte. « Sie haben sich selber zuzuschreiben, Einjähriger, was mit Ihnen geschehen wird. Wie kann man nur! Ein intelligenter Mensch! » Von Stund ab hatte ich auf meinen Militärpapieren ein p. u., was hieß: Politisch unzuverlässig.

Es gab ja nicht viele Nazarener unter den zu den Waffen Einberufenen, immerhin ein paar tausend, die sich weigerten, ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Welche hat man erschossen, immer wieder, zur Abschreckung. Die meisten hat man zur Arbeit in die vorderste Front geschickt, vor die Gräben. Ein christliches Europa staunt diese simpelsten Christen an, die sich an die Liebe als an das Wesentliche des Evangeliums halten, als ob sie einem inneraustralischen Neger-

stamm mit einem höchst spassigen und völlig unbegreiflichen Fetischkult angehörten.

Ich glaubte nur, mit dem improvisierten Satz, der von mir aus gelogen war, den Oberleutnant zu beruhigen. Ich hatte mir aber den Rock ausgezogen, um ein Zündholz anzuzünden. Ich kam mir etwas lächerlich vor, das nun ein paarmal bis zum Oberst wiederholen zu müssen, aber noch lächerlicher wäre ich mir mit einem Widerruf vorgekommen.

*

Die älteren Leser erinnern sich vielleicht noch an jenen skandalösen Vortrag, mit dem die Konzertagentur Gide & Blei vor etwa zwei Jahrzehnten Prometheus samt seinem Adler in den europäischen Städten auftreten ließ. Der sprach davon, wie er um den Preis seiner guten Gesichtsfarbe den Adler genährt hätte, wie er darunter litte, daß diesem das Gefieder schäbig würde, wenn er, der Nährvater, mit seinem edelsten Eingeweide geize, und daß er, und sei es um den Preis des eigenen Lebens, den Adler schön und stark haben wollte, aber daß ihn das eben das Leben koste und dem Adler also doch nichts nütze, denn der lebe, so problematisch seine Realität auch sei, von seinem Leben. Jeweils hob sich während des Vortrages der schöne Vogel von der Schulter des Redners und rauschte eine Runde durch den halbvollen Saal. Aber Prometheus wußte vom ersten Auftreten an, daß sein Vortrag über das Gewissen ein modernes Publikum, so nötig es ihn auch habe, rasch zu langweilen beginne und unruhig mache. Sowie er nun solche Zeichen der Unruhe merkte, ließ er immer einige Dutzend pornographischer Photographien im Publikum zirkulieren, um es wieder munter zu machen und weiter sprechen zu können. Der ältere Leser erinnert sich, daß trotz dieses Mittels Prometheus vor keinem Publikum bis zum Ende seines Vortrages kam, und die Sache immer mit Flucht oder Skandal schloß. Prometheus hat, wie ich verrate, in der Folge seinen Adler geschlachtet und verspeist. Damals aber kannte er die lehrreiche Fabel vom Pelikan noch nicht, der sich die Brust auf- und das Eingeweide herausriß, um sein Junges damit zu füttern. So am ersten, am zweiten Tag, am dritten. Am vierten aber verzog das Junge den Schnabel und raunzte: « Schon wieder Eingeweide. . . »

Aber ich weiß mir keinen anderen Ausweg als den des Prometheus, – konnte er die finale Katastrophe auch nicht vermeiden, so doch hinauschieben, und das ist schon etwas. Ich tat also wie die erfahrene Köchin und fädelt die kleinen Speckstücke der drastischen Anekdote durch den

Braten, ihn zarter und genießbarer für schwächere Zähne zu machen. Indem ich sie drastisch nenne, habe ich ihren Wahrheitswert wohl genügend gekennzeichnet.

Man kann übrigens von der Wahrheit, der « ungeschminkten Wahrheit » solcher Schriften wie dieser hier nicht gering genug denken. Mit der besten Absicht, sich zu zeigen wie man ist, und ginge dies auch bis zum äußersten einer zynischen Selbstzerfleischung, wird man immer nur zeigen, wie man zu sein glaubt, sei es, um sich zu propagieren, sei es, um sich zu entschuldigen, sei es, um zu skandalisieren oder sich zu rühmen, oder nur, um sich recht zu geben. Wie man zu sein glaubt: das ist schon viel, ist schon das überhaupt erreichbare Maximum. « Wer sich bekennt, der lügt und flieht das wahrhaft Wahre, das gleich null ist oder ungeformt oder, wie zumeist, indistinkt », bemerkt Paul Valéry, der, ein Mathematiker und ein Dichter, am weitesten den Stollen in diese durchworfene Materie getrieben hat, in einer Notiz über Stendhal, der sich hundert Pseudonyme gab, nicht um sich dahinter zu verbergen, sondern um sich in einigen Dutzenden von Exemplaren leben zu spüren. Denn das Ich hat Grade. Wer sich ein ungradiertes Ich zuschreibt, wahrhaft « zuschreibt », tut damit mehr, als ihm erlaubt werden darf. Nicht, weil er damit die andern düpiert, sondern sich selber. Man lebt Widersprüche und in ihnen. Wahrscheinlich auch durch sie. Sich ein ungradiertes Ich zu behaupten: damit leistet sich die Tendenz, sich mit individueller Originalität über die Identität mit den Mitmenschen hinauszustellen, das Äußerste. Denn diese rechthaberische Tendenz, anders zu sein als die andern, ist bei jedem einigermaßen kräftig lebenden Menschen vorhanden. Mit ihr überwindet er vielleicht am besten die Todesfurcht. An den Gott sind Qualitäten gegeben, die ihn völlig verschieden vom Menschen machen, also unsterblich auch dann, wenn er den gewaltsamen Tod erleidet, von dem er « aufersteht ». Als die alten Götter der Griechen sich immer mehr vermenschlichten, starben sie.

Als ich ein zwölfjähriger Bub war, erkrankte meine Mutter auf den Tod. Aber daß sie sterben könnte, sterben müßte, das versuchte ich mir in meiner hilflosen Angst damit auszureden und zu widerlegen, daß ich sie anders als alle andern Menschen machte, ihr ungeheure eigentümliche Fähigkeiten zuschrieb, die sie von den andern Menschen so sehr unterschieden, daß es mir nicht möglich schien, daß sie das allgemeine Schicksal, zu sterben, teilen sollte. Anders zu sein als die andern, mehr zu sein, tüchtiger zu sein, – könnte an dieser Wurzel des

Stolzes nicht die Furcht vor dem Tode liegen, psychologisch gesprochen? Die ruhige Hinnahme des Todes durch Sokrates wird einem durch sein Alter erträglich. Vielleicht auch durch seine Schwatzhaftigkeit. Schwiege er die letzten Tage und Stunden, es würde uns stark bedrücken. So macht er Lärm der Worte über das Klopfen seines Herzens weg und unseres. Nietzsche muß von einer starken Todesfurcht besessen gewesen sein sein Leben lang. Die schauervolle Art seines Sterbens muß weit voraus Schatten in seine Seele geworfen und ihn ins Anderssein, bis zum Kreischen gebracht haben. Wie kam dieser stille schüchterne Lehrer zu Dionysos? Die gute Hälfte seines Schreibens ist rasender Stolz – bis zur Auferstehung im Übermenschen. An wen anderes als an sich kann er, könnte er bei der Konzeption dieses Halbgottes gedacht haben?

Der bekennerrische Zynismus mancher Werke bezeichnet im allgemeinen einen bestimmten Punkt verzweifelten Stolzes und ungeheuerlicher Ambition. Wenn man nicht mehr weiß, womit erstaunen machen und überleben, dann liefert man seine *Secreta et Pudenda* aus und bietet sie dem Blick. Es ist größte Schwäche, die sie sich selber überläßt und nichts mehr tun kann, als ein Kleidungsstück aufzuknöpfeln mit der Geste, als würde damit, wie Valéry sagte, Amerika entdeckt. « Alle Welt weiß genau, was man nach dem Aufknöpfeln zu sehen bekommt; aber es genügt die Geste, und alle Welt ist bewegt. Das ist die Magie der Literatur. »

Erinnern? Vergessen ist wohltuender. Je mehr erinnert wird, um so größer wird die Konfusion in unseren geschichtlichen Kenntnissen. Man sollte in unseren Archiven die Mäuse züchten und nicht fangen. Wie glücklich sind Völker, die nichts aufschreiben und denen das Ereignis von gestern morgen schon zur Legende wird!

Die Pose vor einem unsichtbaren Spiegel ist recht unerträglich, nicht nur für den Memoirenleser, mehr noch für ihren Schreiber. Heuchelei kann eine praktische Tugend sein. Aber sie gegen sich selber üben? Die Aufrichtigkeit ist ja nur eine etwas lächerliche Illusion. Da tut sich einer zugut, immer mit offenen Karten zu spielen, wo es immer Atouts sind und nur Atouts, die er auf den Tisch legt! Mein Gott!

Ich habe das, was meine Person, diese fingierte Einheit, enthält, in soundsovielen schriftlichen Äußerungen mitgeteilt, und ich kann nicht behaupten, daß das sehr viele Leute interessiert hat. Ich füge mit dieser Schrift den andern Büchern noch eines hinzu, das sich von ihnen wesentlich nicht unterscheidet, denn ich habe keinerlei Geheimnisse

aufzudecken, weder eigene noch fremde. Ich war in keinerlei weltbedeutende Ereignisse verwickelt, zu deren besserer Kenntnis ich etwas durch Mitteilungen beitragen könnte. Ich war keines Gottes und keines Genies Eckermann. Ich habe keine besonderen Rätsel zu lösen, denn es sind mir keine besonderen aufgegeben worden. Und zu den Rätseln aller Welt habe ich keinerlei originelle Lösungen. Ich kann keine Schlüssel zu komplizierten Schlössern liefern, denn es sind mir solche nicht gezeigt worden. Ich weiß nicht einmal, ob ich, wie ich gern möchte, den überreichten Faden feiner spinnen und dem Nächsten weitergeben kann. So komme ich zum Schlusse, daß ich nichts weiter tue, als einiges vom Leben in einer bestimmten Zeit zu erzählen, wobei ich mich an den Erzähler als den nächsten besten wie an einen Faden halte. Es wird nur manchmal so aussehen, als ob ich das Leben um diesen Faden lege. Absicht ist es nicht. Einen Vorteil, der mir hilft, will ich dem Leser nicht verschweigen.

Ein zu geringes, zu wenig gefälliges und interessantes Talent hat mich vor der großen Zahl unbekannter Leser bewahrt. Der vielgekannte und vielgelesene Mensch verliert immer mehr sich selber, um Effekt seines Effektes auf Zahllose zu werden, die ihn eigensinnig nach einem monströsen Bilde fingieren, das der davon Betroffene schließlich auch für sich selber wird. Die Eifersucht auf das geheime « Ich selbst » wird abgedrängt und zum verschwinden gebracht, und es war dieser Eifersucht eigentümlich, daß sie davon besessen war, sich zu publizieren, Zeugnis von sich abzulegen, um die Einzigartigkeit, die Besonderheit zu zeigen. Man liebt ja die Identität mit dem Schulze nicht. Man sucht sein Anderssein hervor, das unterscheidet. Man übertreibt es. Um weiter nicht verglichen werden zu können. Aber die Menge nimmt dich an. Sie macht dich zu einem der ihren nach den Figuranten ihrer Größen, den zu einem « Napoleon », den zu einem « Goethe ». Und der Betroffene endet damit, sich selber so zu sehen, sich im impostierten Cliché zu verlieren. Das ist als Autor mein eminenter Vorteil: die Menge hat mich nicht angenommen. Ich wurde nicht der Effekt meines Effektes. Ich kann mich aufführen, wie ich will. Ich brauche mich überhaupt nicht aufzuführen.

Der Leser wird es mir daher nicht übelnehmen, wenn ich im Verlaufe dieser Erzählung immer wieder zu ihr das Wort nehme. Denn diese Einleitung schreibt sich nie zu Ende. Sie schließt nur vorläufig.

(Aus Franz Blei *Erzählung eines Lebens*, Paul List Verlag, Leipzig.)